

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Ein frommer alter Brauch
Autor: Oberholzer, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oft auch über die Grenzen des Vaterlandes hinausgegangen, hat Baechtold an uns vorübergeführt — gewiß darf sich ihr Landsmann „stolz-beschissen“ ihrer freuen und dessen, der so getreu nach bestem Wissen und Gewissen ihnen ihre Denkmale und -mälchen gefest.

Und denkt er ehrend der Vergangenheit,

„Des Landes Hoffnung liegt er, wie sich selbst.“

Auch dies Lob, das Keller dem rechten Eidgenossen spendet, dürfen wir anwenden auf Baechtold — den Lehrer. Gerade diese Seite seiner Wirklichkeit, die pädagogische, pflegte er in allzugroßer Bescheidenheit zu unterschämen, wohl aus dem Gefühl heraus, daß er zu den sogenannten „begeisternden“ Lehrern nicht gehörte. Das Wort „Begeisterung“ paßt nicht recht, ist zu schlank und feurig für ihn. Aus stillsem, zähem, unermüdlich thätigen Interesse, herzlichem Behagen heraus hat Baechtold gelehrt und geschrieben. Ein ruhig stetes Licht war in ihm, keine Flamme, deren zündende Funken ganz besonders seiner Rede mangelten. Jene Strohfeuerlein, die ein rednerisch Begabter sogar dem Gleichgültigen erwecken kann, hat Baechtolds Vortrag wohl nie entfacht, der sich in leisem aber wohlklingendem Fluss und druckfähig abgerundeten, für rednerische Wirkung fast zu schönen Säzen dahinbewegte. — Und dennoch gieng, — nichts hinreichendes, momentan Überzeugendes, — aber eine stille, langsam wirkende Kraft von dem Manne aus, der so gelassen am Lehrertischlein saß oder in ruhiger Haltung mit meist auf das Heft gezenktem Blick auf dem Kätheder stand.

Läuternd wirkte vor allem sein ästhetisches Feingefühl, in dessen klarer und stiller Lust alles Übertriebene, unwahr Sentimentale oder tendenziös Lärmende nicht bestehen konnte. „Das Feuer muß man leuchten sehen, nicht bloß den Rauch in die Augen bekommen!“ pflegte er zu sagen. Wie köstlich verstand er es z. B. als Lehrer am Mädchenseminar Zürich, seinen Schülerinnen den in diesem Alter beliebten schwärmerischen Schwulst ganz sachte abzugewöhnen. Mit so liebenswürdigem Humor geschah das, daß man sich immer auf die Stunden freute, in denen er die Aufsätze zurückbrachte, deren Korrektur er sich gewöhnlich dadurch erleichterte, daß er sie mit einem seiner Töchterlein auf den Knien nach irgendeiner Melodie heruntersang. Als z. B. einmal solch ein Aufsatz chronologische wie geographische Hindernisse kühn bei Seite setzend sämtliche Personen der Lessingschen Stükke zu einer gefühlvollen Unterredung in einem Tempel zu Jerusalem verzammelt hatte, schlug Baechtold mit dem ernstesten Gesichte der Welt vor, doch den Major von Tellheim mit Recha, und den Tempelherrn mit Minna zu verheiraten, damit diese Leutchen doch was für ihre Mühe hätten und die ins Ufchgrau verlaufende Geschichte einen erfreulichen Schluß bekäme. — Wer über solch heilsame Schnaken am herzlichsten lachte, war gewöhnlich die Betroffene selbst. —

Aber nicht nur negativ, sondern in erster Linie positiv machte sich jener seine Geschmac geltend, in der Auswahl des dargebotenen Stoffes, z. B. in jenen ausgezeichneten Lesebüchern, die Baechtold der reisern schweizerischen Jugend in die Hände gegeben hat, — ein Geschenk, dessen Wert sich nicht in

der Schulzeit erschöpft, sondern das man auch später noch, zumal die obere Stufe, nie ohne Belehrung und Freude aufschlagen kann — und ebenso im mündlichen Unterricht, wo immer nur Bestes, und zwar ganz einfach, ohne ermüdendes und entweichendes Breitetreten, vorgeführt wurde. Im akademischen Vortrag mußte die Lektüre ersezt werden durch Baechtolds bekannt schöne „Inhaltsangaben“, worin Erzählung, Charakteristik, Urteil unlöslich fein und anmutig zu einem kleinen Kunstwerk verwoben war. Immer gieng er darauf aus, die Schönheit so viel als möglich durch sich selbst wirken zu lassen, nicht sie zudringlich auszubieten und anzupreisen, wie etwa ein Händler seine Ware. Man fühlte es mehr, als daß er es einem zu hören gab, wenn er etwas schön fand, und ein Hauch jener innigen Beifauligkeit und stillen Freude, mit der man echte Kunst genießen soll, gieng dann von dem äußerlich so ruhigen und trockenen Manne aus, Feststimmung um sich verbreitend.

Nur Kundige konnten etwa durch das wohlklar hinsliekende Bächlein seines Vortrages tiefere Bewegung zittern hören — er selbst suchte dies aus Leibeskraften zu vermeiden, bei ihm besonders gefährlicher Stellen, wie z. B. Schillers Ränie, durch ein an den Rand des Kollegienheftes warnend aufgesetztes „Du Esel!“ — Je tiefer seine Empfindung war, desto scheuer suchte er sie vor den Augen der Welt zu verbergen. Überhaupt war etwas Weiches, schüchtern Zartes in dem mächtigen Manne, was sich schon in seinen zierlich runden und kleinen Schriftzügen, der sanften, wohlklingenden Stimme fand, — innerlich in der Abneigung gegen alles Freche, Anstößige, Widernärtige in Kunst und Leben, der Neigung für das poetisch Feine, lieblich Sinnige.

Neben diesem weiblichen Clemente seines Wesens, wohl dem Erbteil einer von dem Sohne hochverehrten Mutter, machte sich noch ein kindliches auf die liebenswürdigste Art geltend in Baechtolds naturwüchsiger Naivität, dem impulsiven Wechsel der Stimmung, deren Umtschlag zumeilen hätte befreunden können, wenn nicht der gutmütig verträumliche Humor immer sogleich zum Ausgleich bereit gewesen wäre, — in der jorglojen Fröhlichkeit, der er sich so ganz rückhaltlos hingeben konnte, daß der Unfundige glauben mochte, dieser Mann habe weiter nichts zu denken und zu thun, als sich seines Lebens zu freuen. — Auch in den Zügen des eigenartigen Charakterkopfes lag dies kindliche verborgen und kam besonders dann herzgewinnend zum Vorschein, wenn ein schalkhaftes Lächeln sich wie Sonnenschein langsam darüber ausbreite, so daß es einem ganz verständnisinnig warm und heiter ums Herz wurde. Dies Lächeln hat selbst der Tod, der ihm ja so ohne ängstliches Hezen und Harren gefommen, wie Baechtold die guten Freunde zu empfangen liebte, nicht ganz aus seinem Angesicht lösen können, und mit diesem Ausdruck wollen wir sein Bild in der Erinnerung festhalten; er selbst hat ja das Lächeln mehr geliebt als die Klage. So darf denn auch diese trotz seines schmerzlich zu frühen Scheidens nicht zu laut werden — hat er doch ein reiches Leben genossen, reich an den beiden herrlichsten Dingen des Erdendaseins: Arbeit und Liebe, die ihm folgen über Tod und Grab hinaus.

Ein frommer alter Brauch.

Von A. Oberholzer, Arbon.

In ganz katholischen Gegenden der Schweiz trifft der beobachtende Wanderer am Wege hin und da, an eine Hauswand oder an Pfähle genagelt, bunthämmelte Bretter von der Form und Größe eines Sargdeckels, die mit frommen Inschriften und zuweilen originellen Sprüchen bedeckt sind. Es sind die sog. Totengedenkbretter, die Verstorbenen zu Ehren von Verwandten, oder auch zum Andenken eines am betreffenden Orte Verunglückten gestiftet wurden, um der abgestorbenen Seele das Gebet teilnehmender Vorübergehender zuzuwenden.

Dieser religiöse, pietätvolle Brauch geht, wie noch manche andere Volksbräuche unseres Vaterlandes, nach und nach aus. Die Bretter verblasen, faulen und verschwinden von ihrem Standorte. In Gegenden, wo man noch in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts überall solche Gedenktafeln traf, findet man heute kaum noch eine Spur. Die noch vorhandenen werden nur noch so lange „geduldet“, als noch nähere Verwandte am Leben sind. Die Inschriften enthalten Namen, Herkunft, Geburtstag, Todestag und Alter des betreffenden Verstorbenen, dann die Bitte an den Vorübergehenden um ein andächtiges Vater-

unser und oft noch eine Mahnung an die Vergänglichkeit des Lebens. War die Tafel zum Andenken eines Verunglückten gestiftet, so wurde darauf die Todesart in einem oft originellen Bilde dargestellt, z. B. ein Sturz vom Pferd, ein Ueberfall von Mörderhand etc.

Nachstehende Inschrift ist einem solchen Totenbrett vom Jahre 1837 entnommen, das an der Vorderwand eines alten Waschhäuschens in Frankreuti b. Arbon, von einem Nutzbaum schützend überdeckt, noch sehr gut erhalten ist:

„1834 Den 27. Wintermonat ist gottselig im Herren entschlafen die Ehr und Eugensame Frau Maria Josepha Birke geborene Müh von hier. Ihre lebenstage erstreckten sich auf 64 Jahr 10 Monat 27 Tag. Gott gebe ihr die ewige Ruhe Amen.

Mein lieber Freund ich bitte dich

Geh nicht vorbei und bett für mich.

Dem Menschen ist es gesetzt einmal zu Sterben.

Selig die Toten, die im Herren sterben.

Von nun an spricht der Geist, sollen sie Müh von ihren Mühlen, denn ihre werke folgen ihnen nach.“ R. I. P.

